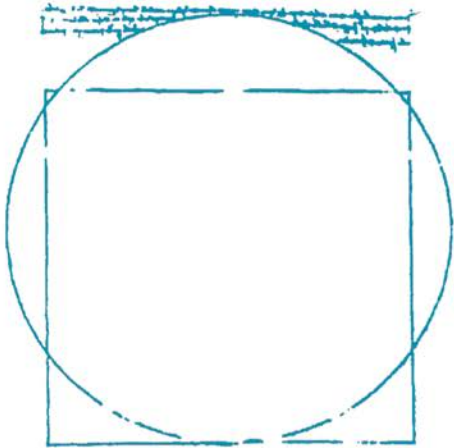


# Dis/Ability



EUROPEAN REVIEW OF FEMINIST HISTORY  
REVUE EUROPÉENNE D'HISTOIRE FÉMINISTE  
EUROPÄISCHE ZEITSCHRIFT FÜR FEMINISTISCHE GESCHICHTSWISSENSCHAFT  
EUROPEAN REVIEW OF FEMINIST HISTORY  
REVUE EUROPÉENNE D'HISTOIRE FÉMINISTE  
EUROPÄISCHE ZEITSCHRIFT FÜR FEMINISTISCHE

L'HOMME

# L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft

## Redaktion

L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, Veronika Siegmund, BA MA,  
c/o Institut für Geschichte, Universität Wien, Universitätsring 1, A-1010 Wien  
E-Mail: [lhomme.geschichte@univie.ac.at](mailto:lhomme.geschichte@univie.ac.at) Internet: <https://lhomme.univie.ac.at>

Geschäftsführende Herausgeberinnen und verantw. i. S. des niedersächs. Pressegesetzes:  
Christa Hämmerle, Claudia Kraft, Sandra Maß, Claudia Opitz-Belakhal

Offene Beiträge sind jederzeit willkommen. Eingesandte Aufsätze sollen dem aktuellen Forschungsstand für Frauen- und Geschlechtergeschichte des jeweiligen Themenbereichs entsprechen und unterliegen einem genau festgelegten Begutachtungsverfahren (peer review).

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in Scopus and EBSCO; "L'Homme. Z. F. G." is listed at the European Science Foundations' ERIH revised lists 2011 (INT 1), in ERIH plus (2015), Readcube, VUB and Cengage.

„L'Homme. Z. F. G.“ ist Partner von Eurozine ([www.eurozine.com](http://www.eurozine.com)).

## Bezugsbedingungen

Erscheinungsweise: zweimal jährlich.

Erhältlich in jeder Buchhandlung oder bei der Brockhaus Kommissionsgeschäft GmbH. Es gilt die gesetzliche Kündigungsfrist für Zeitschriften-Abonnements. Die Kündigung ist schriftlich zu richten an: Leserservice Brockhaus Commission, Kreidlerstr. 9, D-70806 Kornwestheim, E-Mail: [zeitschriften@brocom.de](mailto:zeitschriften@brocom.de). Unsere allgemeinen Geschäftsbedingungen, Preise sowie weitere Informationen finden Sie unter [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com).

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, der Stadt Wien Kultur und des Edith Saurer Fonds.



universität  
wien

Historisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät



Stadt  
Wien

Kultur

EDITH  
SAURER  
FONDS

© 2026 Verlag Brill | V&R unipress, Robert-Bosch-Breite 10, D-37079 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe (Koninklijke Brill BV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien, Österreich)  
Koninklijke Brill BV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Schöningh, Brill Fink, Brill mentis, Brill Wageningen Academic, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.  
Tel.: 0049 551 5084-306, Fax: -454, [www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com](http://www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com), [info@v-r.de](mailto:info@v-r.de)  
Verantwortlich für die Anzeigen: Kjell Blank, BRILL Österreich GmbH, Zeltgasse 1/6a, A-1080 Wien.  
Alle Rechte vorbehalten. Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagentwurf: Erwin Thorn

Titelfont Umschlag: Font Adys, © Kristina Kostova, 2017

Printed in the EU.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Birkstraße 10, D-25917 Leck

ISSN 1016-362X (print) | ISSN 2194-5071 (digital)

ISBN 978-3-8471-1961-6 (print)

ISBN 978-3-8470-1961-9 (digital) | ISBN 978-3-7370-1961-3 (eLibrary)



unipress

L'Homme.

Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft

**Herausgegeben von**

Ingrid Bauer/Wien und Salzburg, Anna Becker/Aarhus, Božena Chołuj/  
Warschau, Maria Fritsche/Trondheim, Christa Hämmerle/Wien,  
Gabiella Hauch/Wien, Almut Höfert/Oldenburg, Anelia Kassabova/Sofia,  
Claudia Kraft/Wien, Ulrike Krampfl/Tours, Zsófia Lóránd/Wien,  
Christina Lutter/Wien, Sandra Maß/Bochum, Claudia Opitz-Belakhal/  
Basel, Kristina Schulz/Neuchâtel, Xenia von Tippelskirch/Frankfurt  
am Main, Heidrun Zettelbauer/Graz

Initiiert und mitbegründet von Edith Saurer (1942–2011)

**Wissenschaftlicher Beirat**

Angiolina Arru/Rom, Sofia Boesch-Gajano/Rom, Susanna Burghartz/Basel,  
Kathleen Canning/Ann Arbor, Jane Caplan/Oxford, Krassimira Daskalova/  
Sofia, Barbara Duden/Hannover, Ayşe Durakbaşa/Istanbul, Ute Frevert/Berlin,  
Ute Gerhard/Bremen, Francisca de Haan/Amsterdam, Hanna Hacker/Wien,  
Karen Hagemann/Chapel Hill, Daniela Hammer-Tugendhat/Wien,  
Karin Hausen/Berlin, Waltraud Heindl/Wien, Dagmar Herzog/New York,  
Claudia Honegger/Bern, Isabel Hull/Ithaca, Marion Kaplan/New York,  
Christiane Klapisch-Zuber/Paris, Gudrun-Axeli Knapp/Hannover,  
Daniela Koleva/Sofia, Margareth Lanzinger/Wien, Brigitte Mazohl/Innsbruck,  
Hans Medick/Göttingen, Herta Nagl-Docekal/Wien, Kirsti Niskanen/  
Stockholm, Helga Nowotny/Wien, Karen Offen/Stanford, Michelle Perrot/  
Paris, Gianna Pomata/Bologna, Helmut Puff/Ann Arbor, Florence Rochefort/  
Paris, Lyndal Roper/Oxford, Raffaella Sarti/Urbino, Wolfgang Schmale/Wien,  
Gabriela Signori/Konstanz, Brigitte Studer/Bern, Marja van Tilburg/  
Groningen, Maria Todorova/Urbana-Champaign, Claudia Ulbrich/Berlin,  
Kaat Wils/Leuven

L'Homme. Europäische Zeitschrift für  
Feministische Geschichtswissenschaft  
37. Jg., Heft 1 (2026)

## **Dis/Ability**

Herausgegeben von  
Anelia Kassabova und Claudia Opitz-Belakhal

V&R unipress



---

# Inhalt

Claudia Opitz-Belakhal und Anelia Kassabova Editorial . . . . .	9
--	---

## Beiträge

Bianca Frohne Crip Futures in der Vormoderne? Zeit, Behinderung und Geschlecht in der Nürnberger Familienüberlieferung des 16. Jahrhunderts . . . . .	17
---	----

Claudia Opitz-Belakhal Hexenwahn? Melancholie, Alter und Geschlecht in der frühneuzeitlichen Hexenverfolgung . . . . .	35
--	----

Denitsa Nencheva Negotiating (In)Ability in Old Age: Gender, Care and State Prescriptions in Socialist Bulgaria (1960s–1980s) . . . . .	51
---	----

Barna Szamosi and Judit Sándor Medical Decisions at the Edges of Life. The (Re)Birth of Human Genetics in Post-War Hungary . . . . .	67
--	----

## Extra

Anne Sauder Netzwerke, Strategien und Hindernisse einer Autorin. Lucrezia Marinellas „Esortationi alle Donne“ (1645) neu interpretiert . . . . .	83
--	----

## Forum

Aladin Sprung Geschlecht und Behinderung in der widerständigen Arbeit der „Ersten Österreichischen Krüppelarbeitsgemeinschaft“ in der Zwischenkriegszeit . . .	99
--	----

## Im Gespräch

- Anelia Kassabova und Claudia Opitz-Belakhal im Gespräch mit  
Dagmar Herzog  
„Eugenische Phantasmen“ – auch eine Geschlechtergeschichte von  
Behinderung, Eugenik und Integration . . . . . 107

## Aktuelles & Kommentare

- Judith Goetz  
Familie als ideologisches Kampffeld. Zur (Nicht-)Modernisierung  
rechtsextremer Familienbilder am Beispiel der *Identitären* . . . . . 115

- Christa Hämmerle  
Das Historikerinnentreffen in Wien 1984 als feministisches Jubiläum –  
Rück- und Ausblicke . . . . . 127

## Aus den Archiven

- Marie Bultez  
Körperliche Behinderung in Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts aus den  
Hospitälern der Généralité de Tours . . . . . 139

## Rezensionen

- Claudia Opitz-Belakhal  
Eva-Maria Cersovsky, Geschlechterverhältnisse in der Krankenfürsorge.  
Straßburg im 15. und 16. Jahrhundert . . . . . 147

- Anja Werner  
Jenifer L. Barclay, *The Mark of Slavery. Disability, Race, and Gender in  
Antebellum America*  
Jack Trammell, *With Justice for All. A Social History of Disability in  
America* . . . . . 149

- Angela Wegscheider  
Raphael Rössel, *Belastete Familien? Eine Alltagsgeschichte westdeutscher  
Haushalte mit behinderten Kindern (1945–1990)*  
Pia Schmüser, *Familiäre Rehabilitation? Eine Alltagsgeschichte ostdeutscher  
Haushalte mit behinderten Kindern (1945–1990)* . . . . . 153

- Ina Dimitrova  
Kateřina Kolářová and Martina Winkler (eds.), *Re/imaginations of Disability  
in State Socialism: Visions, Promises, Frustrations* . . . . . 155

---

Kerstin Droß-Krüpe Jan B. Meister und Seraina Ruprecht (Hg.), Weiblichkeit – Macht – Männlichkeit. Perspektiven für eine Geschlechtergeschichte der Antike . . . . .	159
Aleksandra Fila Katalin Fábíán, Janet Elise Johnson and Mara Lazda (eds.), The Routledge Handbook of Gender in Central-Eastern Europe and Eurasia . . . . .	161
Abstracts . . . . .	165
Anschriften der Autor*innen . . . . .	169
Call for Papers für die „L’Homme“-Ausgabe 1/2028: Protest . . . . .	171



---

## Editorial

Laut der World Health Organisation (WHO) leben weltweit derzeit etwa 1,3 Milliarden Menschen (16 Prozent der Weltbevölkerung) mit einer Behinderung – Tendenz steigend.<sup>1</sup> Vor allem in alternden Gesellschaften wird Behinderung zu einer immer größeren Herausforderung für eine stetig steigende Anzahl an Personen. Aber auch für viele jüngere Menschen mit Behinderung erweist sich der Alltag in Gesellschaften, die zumindest implizit von der Norm des ‚gesunden, leistungsfähigen Körpers‘ geprägt sind, als schwierig.

Was aber heißt eigentlich „Behinderung“? Traditionell werden diesbezüglich drei Hauptgruppen unterschieden: physische Behinderungen, kognitive oder mentale Einschränkungen sowie sensorische Beeinträchtigungen. Seit rund zwei Jahrzehnten hat die WHO allerdings, auch auf Druck von Interessengruppen und Aktivist\_innen, mit der International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF) ein Klassifikationssystem etabliert, das Behinderung nicht länger als Eigenschaft des Individuums versteht, sondern als Ergebnis der Interaktion von Körper, Person und Umfeld. Tatsächlich schlägt sich hier eine bereits mehrere Jahrzehnte andauernde Debatte darüber nieder, wie Menschen durch ihre Umgebung behindert und erst dadurch ‚unfähig‘ (*disabled*) gemacht werden für ein selbstbestimmtes Leben. In diesem Zusammenhang rücken Vulnerabilität und Abhängigkeit als grundlegende Aspekte des Menschseins in den Fokus und es werden Forderungen nach Inklusion, Wertschätzung und Anerkennung laut – als Gegenpole zu Ausgrenzung und Repression als Hauptursachen von Disability.

Fragen zum Verhältnis von Gesundheit und Behinderung stellen sich heute umso drängender, zumal neoliberale Ordnungen Konkurrenz und Körperoptimierung als zentrale Narrative fortschreiben. Zeitgenössische aktivistische Ansätze fordern daher eine intensive Auseinandersetzung mit der Diskriminierung und den Vorurteilen ge-

---

1 Vgl. WHO – Disability, unter: [https://www.who.int/health-topics/disability#tab=tab\\_1](https://www.who.int/health-topics/disability#tab=tab_1), Zugriff: 11.12.2025; Tefvik B. Ustun, Somnath Chatterji, Jerome Bickenbach, Nenad Kostanjsek, and Marguerite Schneider. The International Classification of Functioning, Disability and Health: A New Tool for Understanding Disability and Health. *Disability & Rehabilitation*, 25, 11/12 (2003), 565–571.

genüber Menschen mit Behinderung<sup>2</sup>, lehnen statische Modelle ab und betonen, dass Identität und Handlungsfähigkeit durch dynamische Interaktionen mit der umgebenden sozialen und materiellen Welt entstehen. Eine am gesunden, leistungsfähigen Menschen orientierte Norm behindere Menschen mit physischen oder psychischen Einschränkungen in unzulässiger Weise, so lautet eine der Kernaussagen der Disability Theory, die in Analogie zu *racism* und *sexism* den *ableism* moderner normalisierter Gesellschaften kritisiert und im Hinblick auf Diskriminierungserfahrungen ‚behinderter‘ Personen problematisiert.<sup>3</sup> Diese Kritik hat seit Mitte des 20. Jahrhunderts, gestützt durch die Selbstorganisation Betroffener, soziale Bewegungen ‚von unten‘ und sensibilisierte Wissenschaftler\_innen, zu einem gravierenden Wandel in Politik und Denkweise beigetragen. Daraus entwickelten sich die Disability Studies als eigenständige wissenschaftliche Disziplin.

Als Basis dieser Forschung wurde eine grundlegende Unterscheidung eingeführt zwischen Beeinträchtigung (*impairment*) als körperlich-biologische Besonderheit eines Menschen und Behinderung (*disability*) als Ergebnis gesellschaftlich verursachter Barrieren. Politisch war diese Differenzierung äußerst wirksam, weil sie erstmals die Verantwortung der Gesellschaft für Exklusion benannte. Sie blieb jedoch nicht unwidersprochen: Neuere Ansätze betonen, dass auch Beeinträchtigungen kulturell gedeutet werden müssen und dass individuelle körperliche Erfahrungen von Schmerz, Krankheit oder Vulnerabilität nicht ausgeblendet werden dürfen.

Im Kern geht es in den Disability Studies und damit auch in der Disability History um die Frage, wie Einschränkungen historisch zu Devianz gemacht wurden. Umgekehrt gilt es auch zu klären, wie Zuschreibungen von Devianz zu medizinischen oder institutionellen Eingriffen führ(t)en. Es wird danach gefragt, wie Menschen mit körperlichen, geistigen oder seelischen Besonderheiten beziehungsweise Einschränkungen unfähig gemacht wurden (und weiterhin werden), an einem ‚normalen‘, ‚gesunden‘ Leben teilzuhaben. Hierzu werden staatliche Eingriffe, gesellschaftliche Normsetzungen, institutionelle Reglementierungen oder auch materielle Behinderungen, zum Beispiel fehlende (finanzielle, medizinische, emotionale) Unterstützung, mangelnde Integration bis hin zur Dämonisierung oder Kriminalisierung Betroffener etc. fokussiert. Dabei sollen jeweils vor allem auch die Erfahrungen, Erwartungen und Meinungen derjenigen thematisiert werden, die von solchen Einschränkungen betroffen waren und (deshalb) mit solchen Behinderungen leben mussten.

Die Entwicklung der Disability Studies war und ist eng mit den Gender Studies verknüpft, die ebenfalls Machtverhältnisse und Ungleichheiten in den Blick nehmen.

2 Die Feindlichkeit gegenüber Personen mit Behinderung bezeichnet man auch als Ableismus.

3 Vgl. dazu etwa Michael Oliver, *The Politics of Disenablement*, Basingstoke 1990; *Melinda C. Hall*, *Critical Disability Theory*, in: Edward N. Zalta (Hg.), *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2019 ed.), Metaphysics Research Lab, Stanford University 2019; Gisela Hermes u. Eckhard Rohrmann (Hg.), „Nichts über uns – ohne uns!“ *Disability Studies als neuer Ansatz emanzipatorischer und interdisziplinärer Forschung über Behinderung*, Neu-Ulm 2006.

Daraus entstanden feministische Disability Studies.<sup>4</sup> Beide Forschungsansätze gehen davon aus, dass soziale Ungleichheit auch aus körperbezogenen Diskursen, Zuschreibungen und Praktiken resultieren und dass es einen engen Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Ordnungen und Geschlechterordnungen gibt. Methodisch wichtig ist daher für beide Ansätze das Konzept der Intersektionalität, das Überschneidungen von Geschlecht, Klasse, Ethnizität, sexueller Orientierung und eben auch Behinderung (Dis/Ability) sichtbar macht.<sup>5</sup>

In der deutschsprachigen, (geschlechter-)historischen Forschung spielte das Thema Dis/Ability bislang eine vergleichsweise geringe Rolle, obgleich in den letzten Jahren etwa die Körpergeschichte viel an Bedeutung gewonnen hat. Nach vielversprechenden Anfängen, wie etwa einer Initiative zur Untersuchung der Verbindung von Disability und Geschlecht an der Universität Wien<sup>6</sup>, ist die Thematik in der Geschichtswissenschaft weiterhin wenig verbreitet.<sup>7</sup> Auch in „L’Homme. Z. F. G.“ standen bislang andere Aspekte im Vordergrund, wenn es thematisch um „Körper“ (Heft 1/1994), „Alter(n)“ (Heft 1/2006), „Fall, Porträt, Diagnose“ (Heft 1/2019) oder schließlich um „Schmerz“ (Heft 2/2022) ging, auch wenn es in den dort versammelten Beiträgen durchaus Berührungspunkte mit Fragestellungen und Perspektiven aus den Disability Studies gibt.

---

4 Vgl. dazu etwa Asha Hans, *Disability, Gender and the Trajectories of Power*, New York/London, 2. Aufl. 2025; Bonnie G. Smith u. Beth Hutchison (Hg.), *Gendering Disability*, New Brunswick 2004; Susan Burch u. Lindsay Patterson, *Not Just Any Body. Disability, Gender, and History*, in: *Journal of Women’s History*, 25, 4 (2013), 122–137, sowie den Überblicksartikel von Rebecca Kluchin, *Gender, the Body and Disability*, in: *The Oxford Handbook of American Women and Gender History*, hg. v. Ellen Hartigan O’Connor u. a., Oxford 2018, 291–310.

5 Vgl. dazu etwa Heike Raab, *Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht*, in: Anne Waldschmidt u. Werner Schneider (Hg.), *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*, Bielefeld 2007, 127–148; dies., *Inklusive Gender? Gender, Inklusion und Disability Studies*, in: *Zeitschrift für Inklusion*, 5, 1 (2011), unter: <https://www.inklusion-online.net/index.php/inklusion-online/article/view/104>, Zugriff: 11. 12. 2025; Swantje Köbsell, Jutta Jacob u. Eske Wollrad (Hg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Bielefeld 2010; Britta-Marie Schenk, *Selbstbestimmte Fortpflanzung? Behinderung und Geschlecht in der Bundesrepublik*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 70 (2019), 71–87.

6 Vgl. dazu etwa den Bericht über die Tagung *DisAbility und Gender History. Intersektionale Perspektiven auf Behinderung und Geschlecht*, in: *H-Soz-Kult*, 16. 10. 2022, unter: <https://www.hsoz.kult.de/event/id/event-130365>, Zugriff: 11. 12. 2025. In der Zeitschrift *WerkstattGeschichte* wurde in Heft 1/2013 ein Themenheft zu *Dis/Ability* publiziert, das sich mit der Thematik insbesondere aus vormoderner Perspektive beschäftigt.

7 Im Jahr 2016 wurde im Campus Verlag, Frankfurt am Main, eine Buchreihe zum Thema *Disability History* ins Leben gerufen, die von Gabriele Lingelbach, Elsbeth Bösl und Maren Möhring herausgegeben wird. 2021 wurde eine thematisch einschlägige, interdisziplinäre Zeitschrift an der Universität Innsbruck gegründet, die *Zeitschrift für Disability Studies (ZDS)/Journal of Disability studies* (<https://zds-online.org>).

Im vorliegenden Heft versuchen wir daher, den Themen und Ansätzen der Disability History aus frauen- und geschlechtergeschichtlicher Sicht mehr Raum zu geben. Dabei geht es uns selbstverständlich gerade auch hier um eine intersektionale Perspektive.<sup>8</sup> Die Beiträge reichen zeitlich vom Ende des Mittelalters bis in die Gegenwart und fokussieren unterschiedliche nationale, kulturelle und soziale Entwicklungen in Mittel-, West- und Osteuropa. Sie beleuchten historische und gegenwärtige Fallbeispiele, zeigen wie sich die Grenzen zwischen Körper, Gesellschaft und Diskurs verschieben und machen sichtbar, dass Disability ganz unterschiedliche ‚Gesichter‘ haben kann.

So präsentiert Bianca Frohne in ihrem Beitrag Beispiele des Umgangs mit der Wahrnehmung von Behinderung männlicher Familienmitglieder in der Familienüberlieferung der Reichs- und Handelsstadt Nürnberg im 16. Jahrhundert. Sie nutzt als analytisches Instrument das aus den Disability Studies stammende Konzept der *crip time* und kann dadurch zeigen, wann und wie Zukunftserwartungen die Wahrnehmung, Behandlung und Beschreibung von Personen beiderlei Geschlechts bestimmte – und wann diese gegebenenfalls, in besonders ‚hoffnungslosen‘ Fällen, als nicht länger wirksam schließlich aufgegeben wurden. Die gewählten Beispiele erlauben Einblicke in die Wahrnehmung von Krankheit nicht (nur) als Defizit, sondern als Teil des Familiengedächtnisses und als Anlass zur Entwicklung neuer Lebensmodelle – etwa Ehen, die nicht auf Nachkommen abzielten, sondern auf Pflege und Fürsorge gründeten.

In ihrem Beitrag über „Hexenwahn“ zeigt Claudia Opitz-Belakhal, wie Alter, Melancholie und Geschlecht sich im Laufe der Frühen Neuzeit zu einer immer gefährlicheren Gemengelage für ältere Frauen verbanden, die der Hexerei verdächtigt und dafür hingerichtet wurden. Ursprünglich vom Klever Arzt Johann Weyer (1515–1588) entworfen, um die „armen alten Weiblein“ vor Folter und Verurteilung zu schützen, verselbständigte sich das Argument vom „Teufelswahn“ der Hexen schließlich derart, dass Hexerei und „Teufelswahn“ als praktisch identisch angesehen wurden und dadurch Melancholie, verstanden als sowohl körperliche wie seelische Krankheit, nachhaltig dämonisiert wurde – gleichsam als Voraussetzung und Einfallstor für Teufelspakt, Hexerei und Teufelskult.

Im dritten Hauptbeitrag von Denitsa Nencheva wechselt zwar der zeitliche und räumliche Kontext, die Fokussierung auf Altern als individuelles und gesellschaftliches Problem aber bleibt erhalten. Die Autorin beleuchtet, wie im sozialistischen Bulgarien der 1960er bis 1980er Jahre versucht wurde, Alterung durch die Thematisierung physiologischer Prozesse wie Klimakterium, Verlust reproduktiver Kapazität und sexueller Potenz zu normieren. Die öffentliche Debatte wurde jedoch durchaus ambivalent geführt, wie Nencheva am Beispiel der Zeitschrift „Sotsialno Delo“ (Sozialarbeit / Sozialwesen) – dem offiziellen Publikationsorgan des bulgarischen Ministeriums

---

8 Vgl. dazu die Beiträge in: Jacob/Köbsell/Wollrad (Hg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, wie Anm 5.

für Gesundheit und Sozialfürsorge – zeigt. Medizinische und moralische Diskurse schrieben vor, was im Alter als „fähig“ oder „unfähig“ galt, und versuchten Vorstellungen von Ehe, Sexualität und Fürsorge zu formen. Insbesondere die Situation älterer (unverheirateter) Frauen wurde als gefährdet und problematisch erachtet, wobei traditionelle Geschlechterrollen verstärkt wurden.

Im Beitrag von Barna Szamosi und Judit Sándor steht ebenfalls die staatliche Politik im Spätsozialismus im Fokus, wobei es hier um den Lebensbeginn, genauer gesagt um die medizinische und genetische Kontrolle von Schwangeren im Ungarn der 1970er und 1980er Jahre geht. Die sich etablierende Pränataldiagnostik sollte zwar vor allem der Feststellung von Krankheiten und Behinderungen bei ungeborenen Kindern dienen, daraus erwachsen jedoch neue ethische Herausforderungen. Unter der Hand führte sie zu einer potenziellen Stigmatisierung von Menschen mit genetischen Erkrankungen und zu einer scheinbar wachsenden Verantwortung der (werdenden) Eltern bei Erkrankung und Behinderung ihrer Kinder. Auch nach dem Ende des Staatssozialismus blieb die Belastung für Patient\_innen, sich in komplexen Informationslagen zurechtzufinden und Entscheidungen treffen zu müssen, bestehen, angesichts solcher einander widerstrebender Wertsetzungen.

Wie sich Betroffene von Behinderungen und (fehlenden) staatlichen Hilfsmaßnahmen im Österreich der Zwischenkriegszeit organisierten und für ihre Interessen kämpften, beschreibt im Anschluss an die Hauptbeiträge des Heftes Aladin Sprung in seinem Forumstext über die „Erste Österreichische Krüppelarbeitsgemeinschaft“. Dass Geschlechterdifferenz dabei im Hintergrund eine durchaus wichtige, jedoch auf den ersten Blick kaum wahrnehmbare Bedeutung hatte, macht er am Beispiel der Vereinszeitung „Der Krüppel“ deutlich. Hier werden in erster Linie (vorbildliche) aktive oder (mangelhafte) passive Männer präsentiert. Für weibliche Vereinsmitglieder blieb eher, ganz wie bei nicht-behinderten Frauen, die Sorge um die äußere Attraktivität und die Betonung der emotionalen Kompetenz zentral.

Weniger deutlich zeigt sich hingegen Geschlechterdifferenz in den Quellenbeständen aus französischen Hospitälern der Frühen Neuzeit, die Marie Bultez in der Rubrik „Aus den Archiven“ untersucht. Sie weist auf die Notwendigkeit hin, die Begriffe für körperliche Behinderung historisch zu reflektieren und plädiert dafür, das Konzept der *in/capacité* (Un/Fähigkeit) anzuwenden, um sich von der durch ableistische Normen evozierten Perspektive auf Defizite oder Mängel zu lösen. Dass einzelne Personen oder ganze Familien die Hospitäler als Hilfsmittel für ihre diversen Gebrechen und Notlagen (systematisch) nutzten, belegt Bultez am Beispiel des Hospitals von Lublé und löst damit die Forderung, vor allem auch die ‚Behinderten‘ selbst, deren Erfahrungen und *agency* in der Geschichte sichtbar zu machen, vorbildlich ein.

Auch im Gespräch mit Dagmar Herzog steht der Kampf gegen Behinderung als soziale Benachteiligung und Ausgrenzung – bis hin zu Vernichtung in Form von Eugenik und Euthanasie – im Zentrum. Herzog, die von der Sexualitätsgeschichte und der Geschichte der Psychoanalyse zur Erforschung des NS-Regimes und dessen sys-

tematischer Vernichtung von Leben kam, hat sich dabei vor allem auf die Suche nach den Spuren einer emotionalen wie institutionellen Entnazifizierung des Umgangs mit Behinderten gemacht. Frauen- und geschlechterhistorische Aspekte sieht sie in vielfältiger Weise mit dieser Geschichte verflochten: „Eugenische Phantasmen“ im Hinblick auf Familienplanung, Schwangerschaft und Geburt, Zwangssterilisierungen vor allem von (‚behinderten‘) Frauen und schließlich die Sorge um und der Kampf für ‚behinderte‘ Kinder und deren Integration waren und sind bis heute eng mit Geschlechterkonzepten und entsprechenden Politiken verwoben.

Dass die Sorge um und der Kampf für die Integration von ‚behinderten‘ Kindern insbesondere in Westdeutschland vor 1989 stark geschlechtsspezifisch konnotiert und organisiert war, zeigt auch Angela Wegscheider, die die Dissertationen von Raphael Rössel über „belastete Familien“ in der BRD und von Pia Schmäser über „Familiäre Rehabilitation“ und das Leben mit ‚behinderten‘ Kindern in der DDR vergleichend präsentiert und kommentiert. Weitere Rezensionen öffnen den Blick über Mitteleuropa hinaus: Ina Dimitrova stellt den Sammelband „Re/imaginings of Disability in State Socialism“, herausgegeben von Kateřina Kolářová und Martina Winkler, vor und sucht darauf aufbauend nach neuen Perspektiven der Disability History. Einen Blick über den Atlantik ermöglicht Anja Werner mit ihrer Sammelrezension zu zwei neuen Studien über „disability, (race) and gender“ in den USA. Zurück in die Vormoderne führt die von Claudia Opitz-Belakhal verfasste Besprechung der vom Arbeitskreis historische Frauen- und Geschlechterforschung (AKHFG) 2022 ausgezeichneten Dissertation von Eva-Maria Cersovsky über die Geschlechterverhältnisse in der Krankenfürsorge im spätmittelalterlichen Straßburg.

Außerhalb des Hefthemas präsentieren wir in der Rubrik „L'Homme-Extra“ mit Anne Sauders Beitrag über die Humanistin und Autorin Lucrezia Marinella eine Studie zur Frühen Neuzeit. Auch hier spielen *agency* und Selbstbehauptung in einem für Frauen wenig förderlichen gesellschaftlichen und institutionellen Umfeld eine wesentliche Rolle. Allerdings geht es dabei vor allem um die Behinderung von weiblichen Autoren und ihren Werken in der literarischen Öffentlichkeit Venedigs in der Zeit der Renaissance unter den Vorzeichen von weiblicher (geistiger) Schwäche und Tugendhaftigkeit, also gleichsam einer Form des *sexism*, weniger des *ableism*. Dem versuchte Marinella vor allem durch eine gezielte Kommunikations- und Vernetzungsstrategie entgegenzuwirken; nach Ansicht von Anne Sauder und anderen ein durchaus erfolgreiches Mittel, das die Autorin von anderen zeitgenössischen Autorinnen unterschied und ihr eine gewisse bis heute anhaltende Berühmtheit einbrachte.

Darüber hinaus behandelt die vorliegende „L'Homme“-Ausgabe auch aktuelle Themen. In der Rubrik „Aktuelles und Kommentare“ etwa geht es im Beitrag von Judith Goetz zunächst um höchst reaktionäre Familien- und Geschlechterkonzepte, wobei sich die Autorin am Beispiel der *Identitären* in Österreich intensiver mit rechtsextremen Familienkonstruktionen und deren systematischer Öffentlichkeitsarbeit befasst. Des Weiteren findet sich in dieser Rubrik ein Rückblick auf die Frühphase

der Frauen- und Geschlechtergeschichte im deutschsprachigen Raum, wie er durch eine im Dezember 2024 an der Universität Wien stattgefundenen Veranstaltung ermöglicht wurde. Sie fand unter dem Motto „Geschichte un-/geschrieben? Rückblicke und Ausblicke“ anlässlich des 40-jährigen Jubiläums des Wiener Historikerinnen-treffens 1984 statt. Christa Hämmerle, die an der Vorbereitung, Organisation und Durchführung beider Ereignisse maßgeblich beteiligt war, zeigt in ihrem Beitrag dazu nicht nur die Schwierigkeiten und Herausforderungen früher feministischer Geschichtsforschung und Vernetzung auf, sondern reflektiert gleichzeitig über die Notwendigkeit von Jubiläen auch und gerade für die Frauen- und Geschlechtergeschichte.

Zwei weitere Rezensionen zu aktuellen Forschungen – von Aleksandra Fila zum „Routledge Handbook of Gender in Central-Eastern Europe and Eurasia“ sowie von Kerstin Droß-Krüpe zur von Jan B. Meister und Seraina Ruprecht herausgegebenen Publikation „Weiblichkeit – Macht – Männlichkeit. Perspektiven für eine Geschlechtergeschichte der Antike“ – runden das Themenheft ab.

*Claudia Opitz-Belakhal und Anelia Kassabova*



---

Bianca Frohne

## Crip Futures in der Vormoderne? Zeit, Behinderung und Geschlecht in der Nürnberger Familienüberlieferung des 16. Jahrhunderts

### 1. Einleitung

Geschlechterordnungen und normativ geprägte Vorstellungen von Temporalität bestimmen das heutige Verständnis von Behinderung maßgeblich mit: Sie beziehen sich etwa auf die Sorge um die Sicherung einer ‚guten‘ oder ‚produktiven‘ Zukunft, um nachfolgende Generationen und Reproduktion.<sup>1</sup> Welche Rolle spielten diese Ordnungskategorien in der Vormoderne? Hatten sie Auswirkungen auf das Leben ‚behinderter‘ Menschen – zumal „Behinderung“ in der vormodernen Gesellschaft nicht als statische Zuschreibung, sondern als Bestandteil komplexer sozialer Ordnungen sichtbar wird? In der frühneuzeitlichen Erinnerungskultur städtischer Oberschichten lassen sich Hinweise darauf finden: So wurde in den stark genealogisch ausgerichteten Familien- und Geschlechterbüchern „Zukunft“ mit Erwartungen in Bezug auf Nachkommenschaft, wirtschaftliche Stabilität und soziale Anerkennung verbunden.<sup>2</sup> „Generation“ war ein programmatischer Schlüsselbegriff: Die „Mehrerung“ der Familie – Besitz, Ansehen und Nachkommen – sollte gesichert und über Generationen hinweg fortgeführt werden.<sup>3</sup> „Zukunft“ fungierte somit innerhalb der familiären Er-

---

1 Vgl. Anne Waldschmidt, Anne Klein u. Miguel Tamayo Korte, *Das Wissen der Leute. Bioethik, Alltag und Macht im Internet*, Wiesbaden 2009.

2 Haus-, Familien- und Geschlechterbücher werden als Teil der historischen Selbstzeugnisforschung untersucht. Sie stellen beschreibbare Untergruppen dar, deren Übergänge jedoch fließend sind. Neben Geschlechter- und Wappenbüchern, die zum Teil als Auftragsarbeiten entstanden, stehen zahlreiche Familienbücher als „komplexe Selbstzeugnisse“: Sabine Schmolinsky, *Sich schreiben in der Welt des Mittelalters. Begriffe und Konturen einer mediävistischen Selbstzeugnisforschung*, Bochum 2012, 17f. Sie verbinden u. a. autobiographische Anteile, Familiengeschichte und administratives Schrifttum. Vgl. Gregor Rohmann, „Eines Erbaren Raths gehorsamer amptman“. Clemens Jäger und die Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts, Augsburg 2001; Birgit Studt (Hg.), *Haus- und Familienbücher in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit*, Köln/Weimar/Wien 2007; Barbara Schmid, *Schreiben für Status und Herrschaft. Deutsche Autobiographik in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, Zürich 2006.

3 Vgl. Christian Kuhn, *Generation als Grundbegriff einer historischen Geschichtskultur. Die Nürnberger Tucher im langen 16. Jahrhundert*, Göttingen 2010. Bebilderte Geschlechterbücher stützen diese generationelle Ordnung auch visuell. Körperliche Abweichungen werden nicht abgebildet.

innerungskultur als Ressource der Selbstrepräsentation und als Beleg der Wertschätzung. Zugleich handelt es sich um eine dehnbare Kategorie: eine Projektion, die zum Zeitpunkt des Schreibens (noch) nicht überprüfbar war. Zukunft wird daher innerhalb der Familiengeschichtsschreibung immer als potenziell gefährdet dargestellt.

Gerade anhand von Lebensläufen, die von langfristigen Beeinträchtigungen und Krankheiten geprägt waren, lässt sich diese Spannung nachvollziehen. Dort, wo erwartete Verläufe und Karrieren ausblieben oder unterbrochen wurden, mussten erinnerungskulturelle Alternativen entwickelt werden. Um diese zu untersuchen, bieten theoretische Konzepte der Disability Studies und Crip Theory aufschlussreiche Perspektiven. Der Begriff *crip time* verweist auf Formen der Zeitlichkeit, die nicht linear, effizient oder fortschrittsorientiert sind. Er steht im Gegensatz zum Begriff *futurity*, der die gesellschaftliche Ausrichtung an normativ strukturierten, genealogisch aufgeladenen Zukunftserwartungen beschreibt.<sup>4</sup> Die Übertragung dieser Begriffe auf vormoderne Kontexte ist nicht ohne Weiteres möglich, eröffnet aber analytische Perspektiven: Sie zeigen, dass Behinderung auch in vormodernen Gesellschaften eigene – und teils eigensinnige – Formen von Zeit, Beziehung und Erinnerung hervorbrachte.<sup>5</sup> Behinderung macht abweichende, fragmentierte oder relationale Zeitstrukturen sichtbar und erlaubt, den Umgang mit Differenz, Nicht-Produktivität und alternativen Zukunftsentwürfen zu untersuchen. Die Crip Theory trifft dabei auf epochenspezifische Vorstellungen wie die „Mehrung“ von Haus und Geschlecht. Diese erstreckten sich in der frühneuzeitlichen Familiengeschichtsschreibung nicht nur auf das diesseitige Leben, sondern auch auf das Jenseits.<sup>6</sup>

---

Diese Abwesenheit kann als Teil einer normativen Bildpraxis gelesen werden, die genealogische Kontinuität und körperliche Integrität gemeinsam symbolisch hervorhob. Vgl. Bianca Frohne, Disability und das Nicht-Sichtbare. Überlegungen zur visuellen Kultur in Mittelalter und Früher Neuzeit, in: Kritische Berichte, 48 (2020), 8–21, 8–13.

<sup>4</sup> Vgl. Alison Kafer, *Feminist, Queer, Crip*, Bloomington 2013, 3.

<sup>5</sup> Zu „eigensinnigen“ Formen der Aneignung vgl. Alf Lüdtke, *Geschichte und Eigensinn*, in: *Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagskultur*, hg. v. der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, 139–153; vgl. im Kontext der Disability History Bianca Frohne, *Leben mit „kranckhait“*. Der gebrechliche Körper in der häuslichen Überlieferung des 15. und 16. Jahrhunderts. Überlegungen zu einer Disability History der Vormoderne, Affalterbach 2014, 188–189.

<sup>6</sup> Vgl. Christian Kuhn, *Totengedenken und Stiftungsmemoria. Familiäres Vermächtnis und Gedächtnisbildung der Nürnberger Tucher (1450–1550)*, in: *Studt, Haus- und Familienbücher*, wie Anm. 2, 121–134; Otto Gerhard Oexle, *Die Memoria der Reformation*, in: Andrea von Hülsen-Esch, Bernhard Jussen u. Frank Rexroth (Hg.), *Die Wirklichkeit und das Wissen. Mittelalterforschung – Historische Kulturwissenschaft – Geschichte und Theorie der historischen Erkenntnis*, Göttingen 2011, 187–242; Andrea Kammeier-Nebel, *Der Wandel des Totengedächtnisses in privaten Aufzeichnungen unter dem Einfluß der Reformation*, in: *Das dargestellte Ich. Studien zu Selbstzeugnissen des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit*, hg. v. Klaus Arnold, Sabine Schmolinsky u. Urs Martin Zahnd, Bochum 1999, 93–116.

Ein geschlechtergeschichtlicher Ansatz ist bei der Untersuchung dieser Zusammenhänge zentral.<sup>7</sup> Als Ordnungsprinzip, das Lebensläufe innerhalb der familiären Überlieferung strukturierte, war „Zukunft“ an genderspezifische Erwartungen gebunden. Gerade weibliche Familienmitglieder werden selten jenseits tradierter Geschlechterrollen als Ehefrauen und Mütter sichtbar. Dies stellt zugleich eine methodische Herausforderung dar: Bedingt durch die genealogische Struktur frühneuzeitlicher Familien- und Geschlechterbücher erhalten weibliche Familienmitglieder, aber auch unverheiratete Männer, oft weniger Raum. Ausführliche Biografien sind in der Regel den männlichen Stammhaltern vorbehalten. Detaillierte Lebensläufe von langwierig beeinträchtigten oder kranken Frauen und Mädchen lassen sich eher anhand von Briefen, Rechnungsbüchern oder Testamenten rekonstruieren.<sup>8</sup> Lebensläufe von Männern, die nicht den gesellschaftlichen Erwartungen entsprachen, bedurften hingegen erklärender Narrative: Wer nicht heiratete, keine Kinder zeugte, kein Amt bekleidete oder sich auf andere Weise im Namen der Familie verdient machte – etwa im Rahmen militärischer, akademischer oder kaufmännischer Karrieren –, entzog sich nicht nur einem familiären Ideal, sondern auch einem bestimmten Zukunftsversprechen. Der Ausschluss beziehungsweise die Abkoppelung eines Sohnes von den Zukunftserwartungen der Familie stellte eine tiefgreifende Infragestellung seiner geschlechtlichen Rolle dar.<sup>9</sup>

Im Folgenden wird anhand von drei Fallbeispielen aus der Nürnberger Familienbuchüberlieferung des 16. Jahrhunderts analysiert, wie Behinderung, Geschlecht und Zeitordnungen ineinandergriffen. Ein intersektionaler Zugang ist dabei unverzichtbar, da Vorstellungen von Behinderung in der Vormoderne nur im Zusammenspiel mit Kategorien wie Geschlecht, sozialem Status, familiärer Position und religiösen Sinnordnungen greifbar werden.<sup>10</sup> Die Biografien der drei Männer aus ratsfähigen Familien stehen beispielhaft für Lebenswege, die sich aus zeitgenössischer Sicht nicht ‚produktiv‘ entwickelten, sondern durch langwierige Krankheit, Abhängigkeit oder Pflegebe-

---

7 Vgl. Merry Wiesner-Hanks (Hg.), *Gendered Temporalities in the Early Modern World*, Amsterdam 2018; Sara Ritchey and Sharon Strocchia (Hg.), *Gender, Health, and Healing, 1250–1550*, Amsterdam 2020.

8 Vgl. die Beispiele in Frohne, *Leben, wie Anm. 5*. Unabhängig vom Geschlecht ist eine quantitative Erfassung von Behinderung in der Nürnberger Familienüberlieferung kaum möglich, da die Einträge uneinheitlich und selektiv sind. Die Analyse einzelner, dichter dokumentierter Lebensläufe bietet den zuverlässigeren Zugang.

9 Vgl. Heide Wunder, *Wie wird man ein Mann? Befunde am Beginn der Neuzeit (15.–17. Jahrhundert)*, in: Christiane Eifert u. a. (Hg.), *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*, Frankfurt a. M. 1996, 122–155.

10 Vgl. Bianca Frohne, *Intersektionalität*, in: Cordula Nolte u. a. (Hg.), *Disability History der Vormoderne. Ein Handbuch / Premodern Dis/ability History. A Companion*, Affalterbach 2017, 126–129; grundlegend Anne Waldschmidt, *Das Mädchen Ashley oder: Intersektionen von Behinderung, Normalität und Geschlecht*, in: Jutta Jacob, Swantje Köbsell u. Eske Wollrad (Hg.), *Gendering Disability. Intersektionale Aspekte von Behinderung und Geschlecht*, Bielefeld 2010, 35–60.

dürftigkeit geprägt waren: und damit auch durch abweichende Zeitlichkeiten.<sup>11</sup> Ergänzend wurden Rechnungsbücher, Briefe, Inventare, Eheverträge und testamentarische Verfügungen ausgewertet. Ausgewählt wurden drei Fälle, die es erlauben, sie anhand ihrer dichten Überlieferung – überwiegend zurückgehend auf mehrere gut erhaltene Familienarchive Nürnbergs – aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten.

## 2. Analytischer Rahmen: Crip Theory, Zeit und Geschlecht

Die historische Forschung hat „Zeit“ in den letzten Jahren verstärkt als kulturell und sozial geprägte Erfahrung untersucht. Zeit wird nicht als objektive Größe verstanden, sondern als gesellschaftlich konfigurierte Praxis, eingebunden in menschliches Handeln, Wahrnehmen und Erinnern.<sup>12</sup> Gerade aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive ist die Analyse von Zeitstrukturen für die Disability History aufschlussreich: Zeiterleben, das auf Sorgearbeit ausgerichtet war, wird häufig als eine Zeit der Wiederholungen, des nicht abgeschlossenen Tuns, der Körpernähe, des häuslichen Raums wahrgenommen<sup>13</sup> und steht damit häufig im Kontrast zu männlich codierten Formen von Zeitlichkeit.<sup>14</sup> In vormodernen Gesellschaften lag die Verantwortung für die alltägliche Organisation von Pflege und Fürsorge vielfach bei Müttern, Schwestern, Ehefrauen, Mägden oder weiblichen Verwandten. Details ihrer Tätigkeiten scheinen in den hier untersuchten Quellen oft nur indirekt auf, etwa in Rechnungen oder in Briefen.

Im Kontext von Pflegearbeit wird deutlich, dass Zeit- und Geschlechterordnungen miteinander verschränkt waren. Die Familiengeschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts eröffnet aufschlussreiche Zugänge zu den damit verbundenen Vorstellungen von Behinderung. Um den hier dokumentierten Lebensläufen methodisch gerecht zu werden, erscheint es sinnvoll, Konzepte heranzuziehen, die normative Zeitvorstellungen, körperliche Abweichungen und soziale Relationalität jenseits biomedizinischer

11 Die Fallbeispiele beruhen auf Frohne, *Leben*, wie Anm. 5.

12 Vgl. Matthew S. Champion, *The History of Temporalities: An Introduction*, in: *Past & Present*, 243, 1 (2019), 247–254, 247.

13 Vgl. Janet Price u. Margrit Schildrick, *Bodies Together: Touch, Ethics and Disability*, in: Mairian Corker u. Tom Shakespeare (Hg.), *Disability/Postmodernity. Embodying Disability Theory*, London 2002, 62–75.

14 Vgl. etwa Sünje Prühlen, „Also sunst hir gebruchlich is.“ Eine Annäherung an das spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Alltags- und Familienleben anhand der Selbstzeugnisse der Familien Brandis in Hildesheim und Moller in Hamburg, Bochum 2005, 197, 250; Frohne, *Leben*, wie Anm. 5, 259–273, 288–298; Anette Völker-Rasor, *Bilderpaare – Paarbilder. Die Ehe in Autobiographien des 16. Jahrhunderts*, Freiburg i. B. 1993; Robert Jütte, „Wo kein Weib ist, da seufzet der Kranke“ – Familie und Krankheit im 16. Jahrhundert, in: *Jahrbuch des Instituts für Geschichte der Medizin der Robert-Bosch-Stiftung* 7 (1988), 7–24; Angelika Schattner, *Zwischen Familie, Heilern und Fürsorge. Das Bewältigungsverhalten von Epileptikern in deutschsprachigen Gebieten des 16.–18. Jahrhunderts*, Stuttgart 2012.

Kategorisierungen in den Mittelpunkt stellen. Die Crip Theory, die Ansätze der Disability Studies und der Queer Theory einbindet, bietet dafür ein passendes Instrumentarium.<sup>15</sup> Obwohl sie als Gegenmodell zu aktuellen Normalitäts- und Funktionalitätsvorstellungen entwickelt wurde, eignet sie sich in ihrer analytisch-kritischen Haltung gerade auch für die Vormoderne: eine Zeit, in der körperliche Abweichungen oder kognitive Besonderheiten nicht von einem einheitlichen pathologisierenden Raster erfasst, sondern flexibel in familiäre, soziale, medizinische oder religiöse Ordnungen eingebettet wurden.<sup>16</sup> Die Crip Theory eröffnet die Möglichkeit, diese Relationalität historisch zu analysieren, ohne retrospektiv zu pathologisieren.

Besonders anschlussfähig ist das politisch-relationale Modell von Alison Kafer, das Behinderung als dynamisches, situatives und relationales Phänomen begreift. Zentral ist in diesem Zusammenhang das Konzept *crip time*: Leben mit Behinderung bedeutet oftmals, Zeit anders zu erleben – zum Beispiel fragmentiert, verlangsamt, beschleunigt oder entgrenzt. *Crip time* verweist auf Zeitstrukturen, die nicht linear, effizient oder planbar sind. Es ist an Konzepte wie *queer temporality* angelehnt. Diese besagen, dass normative Zeitmodelle – ausgerichtet auf Unabhängigkeit, Erwerbstätigkeit und Familiengründung – eng mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen verbunden sind. Wer diesen Modellen nicht entspricht, gilt schnell als deviant oder defizitär. Dem setzt *queer temporality* alternative Lebensformen entgegen, die sich nicht an Heterosexualität, Reproduktion und Fortschritt orientieren.<sup>17</sup> *Crip time* lässt sich damit als eigenständige Form des Zeiterlebens fassen, die quer zu normativen Lebensläufen steht. Sie stellt Brüche, Umwege, Verzögerungen, Wiederholungen, aber auch eigenständige Rhythmen, Beziehungszeiten und Formen des Verweilens oder Ausharrens in den Mittelpunkt.<sup>18</sup>

Eng damit verbunden ist das Konzept *futurity*.<sup>19</sup> Es bezeichnet Vorstellungen von Zukunft, die häufig an ableistische Normalitätsvorstellungen gebunden sind. Eine ‚gute‘ Zukunft erscheint darin als Zukunft ohne Behinderung. Die Idealvorstellung eines gesunden, leistungsfähigen, selbstbestimmten Subjekts prägt Zukunftserwartungen ebenso wie biopolitische Maßnahmen zur Vermeidung, Heilung oder Verdrängung von Behinderung. Demgegenüber entwirft Kafer *crip futures*, die Vielfalt anerkennen und ermöglichen.<sup>20</sup>

---

15 Vgl. Kafer, Feminist, wie Anm. 4; Robert McRuer, Crip Theory. Cultural Signs of Queerness and Disability, New York/London 2006.

16 Vgl. Nolte u. a., Disability History der Vormoderne, wie Anm. 10.

17 Vgl. Judith Halberstam, In a Queer Time and Place. Transgender Bodies, Subcultural Lives, New York/London 2005, 1; Kafer, Feminist, wie Anm. 4, 35; Robert McRuer, Crip Times. Disability, Globalization, and Resistance, New York 2018, 5.

18 Vgl. Kafer, Feminist, wie Anm. 4, 25–46.

19 In Anlehnung u. a. an Lee Edelman, No Future. Queer Theory and the Death Drive, Durham 2007; vgl. Kafer, Feminist, wie Anm. 4, 35.

20 Vgl. Kafer, Feminist, wie Anm. 4, 25–46.

In der hier untersuchten vormodernen Familiengeschichtsschreibung war „Zukunft“ genealogisch aufgeladen und geschlechtlich codiert – mit spezifischen Erwartungen an Nachkommenschaft, Besitzmehrung und sozialen Status. Männliche Lebensläufe folgen in der Regel einer linearen Abfolge: Ausbildung, Reisen, Heirat, Nachkommenschaft, politische Teilhabe in Form städtischer Ämter, „Mehrung“ des Geschlechts durch Besitzvermehrung, Stiftungen und aktive Förderung der familiären Erinnerungskultur.<sup>21</sup> Gerade dort, wo diese Erwartungen durch Krankheit oder Beeinträchtigung nicht eingelöst wurden, lassen sich Brüche in den beschriebenen Zeitordnungen erkennen. Zur Untersuchung dieser abweichenden Lebensläufe eignet sich *crip time*, da es fragmentierte, zirkuläre oder offene Zeitstrukturen nicht als Defizit, sondern als eigenständige Erfahrungsweisen begreifbar macht. Ein weiterer Schlüsselbegriff ist *curative time*, der von Kafer in Abgrenzung zu *crip time* eingeführt wird: „Futurity has often been framed in curative terms, a time frame that casts disabled people (as) out of time, or as obstacles to the arc of progress. [...] Within this frame [...], the only appropriate disabled mind/body is one cured or moving toward cure.“<sup>22</sup> *Curative time* beschreibt demnach Zeitordnungen, die im Zusammenhang mit Behinderung und chronischer Krankheit an linear strukturierte und auf Heilung oder Wiederherstellung ausgerichtete Zukunftsvorstellungen gebunden sind. Dies betrifft auch Zeitabschnitte, in denen Behinderung noch nicht als feststehend angesehen wird. Sie zeichnen sich durch die Suche nach Diagnosen, wiederholte medizinische Behandlungen und die Erwartungshaltung aus, Krankheit und Beeinträchtigung überwinden zu müssen.<sup>23</sup> Anhand des ersten Fallbeispiels aus dem vormodernen Nürnberg lässt sich der Übergang von *curative time* zu *crip time* nachzeichnen: vom Festhalten an Heilung hin zur Akzeptanz einer nicht-normativen Zeitlichkeit.

### 3. Lazarus Imhoff – die Verschiebung zeitlicher Ordnungen

Ein aufschlussreiches Beispiel für den Zusammenhang von Behinderung, Geschlecht und Zeitstrukturen bietet die Biografie von Lazarus Imhoff (1533–1564), dem zweitältesten Sohn des Nürnberger Ratsherrn und Handelsunternehmers Endres I. Imhoff (1491–1579). Die dichte Quellenlage erlaubt es, über weite Strecken Lazarus' Lebensweg nachzuvollziehen.<sup>24</sup> Die Aufzeichnungen seines Vaters lassen erkennen, wie sich im Verlauf seines Lebens die familiäre Wahrnehmung, die soziale Rolle und das zugrunde liegende Zeitmodell verschoben: von einer an Heilung orientierten und

21 Vgl. Birgit Studt, Erinnerung und Identität. Die Repräsentation städtischer Eliten in spätmittelalterlichen Haus- und Familienbüchern, in: dies. (Hg.), Haus- und Familienbücher, wie Anm. 2, 1–31; Kuhn, Generation, wie Anm. 3; Schmid, Schreiben, wie Anm. 2.

22 Kafer, Feminist, wie Anm. 4, 28.

23 Vgl. Kafer, Feminist, wie Anm. 4, 35–38.

24 Vgl. hier und im Folgenden Frohne, Leben, wie Anm. 5, 137–147.

durch soziale Anpassungsbemühungen geprägten hin zu einer nicht-linearen, gegenwartszentrierten Zeitlichkeit.

Lazarus war seit seiner Kindheit wiederholt längerfristig erkrankt. Ab seinem vierzehnten Lebensjahr verzeichnete der Vater wiederkehrende Krankheitsphasen, die mit der Bezeichnung „fraischlich“ verbunden wurden: einem unscharfen Sammelbegriff für Anfälle, Lähmungen oder epileptische Zustände. Noch bevor er 30 Jahre alt war, begann er seine Sehfähigkeit zu verlieren. Obwohl Lazarus von Jugend an mehrfach ins Ausland geschickt wurde – etwa nach Lyon und Venedig –, gelang es nicht, ihn dauerhaft in die familieneigene Handelsgesellschaft zu integrieren. Stattdessen wurden diese Versuche mehrfach von Phasen intensiver medizinischer Versorgung unterbrochen. Mindestens zweimal verbrachte Lazarus aufgrund seiner „vnageschiecklichkeit“ mehrere Monate in einem der Häuschen auf dem Gelände des ehemaligen Kartäuserklosters. Zuvor war er im Haus seines Vaters „angelegt“ worden, „da er sich gar vngestüm gebärdete“.<sup>25</sup> In der Kartause wurde er von männlichen Wartknechten versorgt und vermutlich beaufsichtigt. Im Anschluss nahm Endres Imhoff seine Versuche wieder auf, Lazarus im Handel unterzubringen, jedoch anscheinend ohne langfristigen Erfolg. Erst in den letzten Jahren seines Lebens blieb Lazarus vollständig im elterlichen Haushalt und wurde dort medizinisch wie pflegerisch versorgt.

Die überlieferten Familien- und Rechnungsbücher belegen die erheblichen Ausgaben für ärztliche und chirurgische Behandlungen sowie für Pflegepersonal. Besonders auffällig ist die präzise zeitliche Erfassung: Endres Imhoff notierte die genauen Daten und teilweise die Tageszeit einzelner Anfälle. Auch wenn nicht alle Aufzeichnungen erhalten sind, lässt sich vermuten, dass diese Informationen ursprünglich in Kalendern oder tagebuchartigen Notizen über das Jahr gesammelt und später in das Familienbuch übertragen wurden. Dort steht Lazarus' Lebenslauf gleichrangig neben den Einträgen zu seinen Brüdern, die für ihre Ausbildung ebenfalls nach Frankreich und Italien geschickt worden waren. Während die ihnen gewidmeten Einträge Reiserouten, Lernfortschritte und geschäftliche Erfolge verzeichnen, ist Lazarus' Biografie geprägt von einem Wechsel aus Erkrankungsphasen und Versuchen, ihn in den Handelsbetrieb zu integrieren. Die daraus resultierende nicht lineare Lebensführung, die von Brüchen, Rückschritten und Wiederholungen geprägt war, wurde dennoch sorgfältig dokumentiert und auch in späteren Abschriften des Familienbuchs nicht grundlegend verändert.

In den Rechnungsbüchern Endres Imhoffs fällt allerdings ein wiederkehrendes Neujahrsritual auf: Alle erwachsenen Kinder erhielten zum Jahreswechsel ein kleines Geldgeschenk sowie ein eigens angefertigtes Gebetbüchlein. Diese Büchlein, die Imhoff seinen Kindern jeweils namentlich zuordnete, dienten vermutlich nicht allein der religiösen Unterweisung, sondern auch der Strukturierung des Jahreslaufs – mögli-

---

25 Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (GNM), Imhoff-Archiv, Fasz. 44, Nr. 1, fol. 64r–64v; Staatsarchiv Nürnberg (StAN), Rep. 52a, Nr. 283, fol. 42r.

cherweise enthielten sie Kalendarien, Andachtstexte für bestimmte Anlässe im Jahresverlauf oder leere Seiten für Notizen.<sup>26</sup> Sie repräsentierten damit zugleich eine symbolische Ermächtigung zur Zeitgestaltung, Selbstführung und Eingliederung in den rituellen Rhythmus der Familie. Zu Beginn des Jahres 1563 ist Lazarus in der Aufstellung der Empfänger dieser Gebetbüchlein erstmals nicht mehr aufgeführt. Sein Vater notierte ausdrücklich: „Itt[em] dem Lazarus hab ich dies mal kein petbuchlein geben.“<sup>27</sup> Diese Formulierung markiert eine bewusste Abweichung vom gewohnten Ritual – ein symbolischer Akt, der auf einen Statuswechsel verweist. In den Augen seines Vaters scheint Lazarus nicht mehr die Fähigkeit gehabt zu haben, das Jahr aktiv zu strukturieren und sich zu seiner eigenen Zukunft und der seiner Familie ins Verhältnis zu setzen.

Die Entscheidung des Vaters, Lazarus kein Gebetbüchlein mehr auszuhändigen, fiel in eine Lebensphase, in der Lazarus' Erkrankung sich verschärfte, sein Sehvermögen abnahm und seine Aktivitäten sich zunehmend auf den häuslichen Raum beschränkten. Dass Lazarus weiterhin mit Arznei, Kleidung, Dienerschaft und ärztlicher Betreuung versorgt wurde, zeigt, dass die familiäre Fürsorge nicht abbrach – wohl aber verschob sich ihre symbolische Struktur: Vom jungen Erwachsenen mit Aussicht auf Integration wandelte sich Lazarus zur umsorgten, pflegebedürftigen Person, die nicht mehr mit einer linearen Form des zeitlichen Erlebens in Verbindung gebracht wurde. In der Terminologie der Crip Theory ließe sich dieser Wandel als Übergang zur *crip time* beschreiben: Der Versuch, Lazarus zu heilen, auszubilden und in soziale Rollen zu integrieren, wich der Akzeptanz eines Zustands, der nicht mehr auf Besserung hin angelegt war – und damit aus der normativen Zukunftsstruktur herausfiel. Die Verwendung des Diminutivs „Lazarlein“ in späteren Einträgen verstärkt diesen Eindruck.<sup>28</sup>

Zugleich tritt ein anderer Aspekt in den Vordergrund: die erinnerungsgeschichtliche Absicherung, Lazarus' Leben wurde weiterhin dokumentiert, schmerzhafteste Behandlungsversuche verzeichnet, seine Anstrengungen anerkannt. Imhoff vermerkte am Ende von Lazarus' Eintrag im Familienbuch: „Vnd hett seine tag nit vil gesunder zeit gehabt, auch gar vil smerzen gehabt vnd vil geliden, das man an im gepraucht hot, die weil es dan also gotlicher wil ist gewest, so sey sein heilliger nam jn ewigkeitt gelobt vnd

26 In Nürnberg wurden um die Mitte des 16. Jahrhunderts verschiedene Gebetbüchlein und Jahreskalender gedruckt und verkauft, vgl. Klaus Matthäus, Zur Geschichte des Nürnberger Kalenderwesens. Die Entwicklung der in Nürnberg gedruckten Jahreskalender in Buchform, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 9 (1969), 967–1396, 1027–1038; Harald Tersch, Schreibkalender und Schreibkultur. Zur Rezeptionsgeschichte eines frühen Massenmediums, Graz/Feldkirch 2008; Thomas Poggel, Schreibkalender und Festkultur in der Frühen Neuzeit. Kultivierung und Wahrnehmung von Zeit am Beispiel des Kaspar von Fürstenberg (1545–1618), Jena 2013.

27 GNM, Imhoff-Archiv, Fasz. 46, Nr. 4, fol 106r.

28 Zum ersten Mal im August 1563, vgl. GNM, Imhoff-Archiv, Fasz. 46, Nr. 4, fol. 108r.

gepreist. Amen.“<sup>29</sup> Erst in der Rückschau hält Endres Imhoff fest, dass sein Sohn im Laufe seines Lebens nur wenig Zeit als gesunder Mensch verbracht hatte – ein Perspektivenwechsel, der sich von dem vorausgehenden Verzeichnis mit seiner kleinteilig datierten Dokumentation von Ausbildungsphasen, Anfällen, Reisen, Krankheitsphasen und medizinischen Therapien unterscheidet. Dennoch sah Imhoff wohl keinen Grund, das Verzeichnis im Rahmen der Neufassung des Familienbuchs grundlegend umzuschreiben oder es in seiner temporalen Struktur zu ändern: Auch nach Lazarus’ Tod blieb dem Text die Zukunftserwartung, die einst an seine Person geknüpft worden war, noch sichtbar eingeschrieben.

Lazarus Imhoff steht damit exemplarisch für eine historische Konstellation, in der sich familiäre Zeitkonzepte unter dem Eindruck von Krankheit und Behinderung verschieben: von einer auf Fortschritt und Fortpflanzung ausgerichteten genealogischen Zeitordnung hin zu einer nicht-normativen Zeitlichkeit, die durch häusliche Präsenz und Fürsorge sowie regelmäßige Intervalle ärztlicher Behandlungen gekennzeichnet war. Diese Zeitordnung ist nicht nur Ergebnis von Notwendigkeit, sondern auch Ausdruck familialer Strategien, die emotionale Bindung und erinnerungskulturelle Praxis miteinander verbinden.

#### 4. Endres Kress – Ehe als Sorgegemeinschaft

Das Leben des Endres Kress (1556–1588) eröffnet einen anders gelagerten Zugang zur Frage nach Behinderung, Zukunftsvorstellungen und Geschlecht im 16. Jahrhundert. Endres war der Enkel des oben genannten Endres I. Imhoff. Im Unterschied zu Lazarus, der unverheiratet blieb, heiratete Endres Kress die aus wohlhabender Familie stammende Rosina Held – wie im Folgenden gezeigt wird, ging er damit eine Ehe ein, die ausdrücklich als Pflegebeziehung konzipiert und gestaltet war.<sup>30</sup>

Endres Kress wird im Familienbuch seines Großvaters als von Geburt an beeinträchtigt beschrieben. Er sei „ein geprechenhaftt kind“, was zum Zeitpunkt der Abfassung noch deutlich sichtbar gewesen sei: „welches dan laider noch vor augen“. Medizinische Behandlungsversuche hatten keinen Erfolg; sie werden nur knapp zusammengefasst: „vnd wie wol man vil mit im hot versucht, so hott doch nichtz wollen

29 GNM Imhoff-Archiv, Fasz. 44, Nr. 1, fol. 64v. Ein Nachtrag im etwas älteren Familienbuch der Imhoff lautet wie folgt: „hott seine tag nit vil gesunder zeit gehabt vnd jst gar vil hie vnd aus wendig mit im v[er]sucht worden. Aber also ist es gotlicher gnediger wil gewest, der sey gelobt jn ewigkait. Amen.“ StAN, Rep. 52a, Nr. 283, fol. 42v.

30 Vgl. dazu hier und im Folgenden Frohne, *Leben*, wie Anm. 5, 147–156, 291–293. Aufgrund der Heirat unterscheidet sich dieses Arrangement von den sonst üblichen Pflegeverträgen, die von alleinstehenden Erblässern zur Versorgung (oft im höheren Alter) abgeschlossen wurden. Vgl. mit Beispielen aus Nürnberg Frohne, *Leben*, wie Anm. 5, 191–194; grundlegend Gabriela Signori, *Vorsorgen – Vererben – Erinnern. Kinder- und familienlose Erblässer in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters*, Göttingen 2001.